

Litteratur

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **1 (1854)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur.

27 evangelische Zeugnisse schweizerischer und deutscher Prediger. Zu Gunsten des Kirchenbaufonds der Gemeinde Hundwyl, Kantons Appenzell A. Rh. Gesammelt und herausgegeben von A. Liebermeister, Pfarrer in Hundwyl. St. Gallen und Bern. Verlag von Huber und Comp. 1854.

Diese Predigtsammlung verdankt ihre Entstehung, wie schon der Titel andeutet, einem gemeinnützigen Zwecke; zu dessen Erreichung verdient sie besonders in unserem Kanton weite Verbreitung. Die Vorrede des Herausgebers, in Kürze die Geschichte der Gemeinde Hundweil enthaltend, zeigt uns die Berechtigung derselben, auch von Anderen Hülfe zu erbitten, damit die dortige Kirche ihrem Aeußern nach ohne Bedenken den Namen eines Gotteshauses führen könne; daß diese Hülfe unter andern auf solchem Wege, durch den Verkauf einer Predigtsammlung, gesucht wird, kann gewiß nur Billigung finden. Fragen wir indessen nach dem Werth und Gehalt dieser Zeugnisse selbst, so wäre zunächst das Prinzip der Sammlung ins Auge zu fassen; ein solches zu entdecken, ist uns aber nicht gelungen. Warum 27 Zeugnisse? Warum nicht mehr, nicht weniger? Wir wissen es nicht. Es wäre gewiß nicht unpassend gewesen, von jedem Geistlichen des Landes eine Predigt aufzunehmen; wir finden von manchen eine, von anderen zwei, von manchen wieder keine. Waren diese letztern etwa nicht fähig, waren sie nicht willig, ein evangelisches Zeugniß abzulegen? Schlossen sie sich selber aus oder wurden sie ausgeschlossen, vielleicht damit der Ton, der Geschmak, die theologische Richtung der ganzen Sammlung nicht gefährdet werde? Man hätte, einer bestimmten religiösen Bildungsstufe oder Anschauungsweise zu genügen, nur Predigten derselben Färbung aufnehmen können. Auch

dieser Grundsatz leitete den Herausgeber nicht. Persönliche Rücksichten scheinen diese Zusammenstellung gebildet zu haben, denn ein Prinzip der Auswahl läßt sich schwerlich finden. Die Aufeinanderfolge ist nach dem Kirchenjahr entworfen. Wenn wir nun die einzelnen Predigten mit Ausschluß der Zungen aus anderen Kantonen und deutschen Landen übersehen, so bauen gewiß alle auf einem Grunde, auf dem, der da bleibt; doch mit sehr verschiedenem Geschick, mit sehr verschiedener Gabe geschieht es. Wir hören reine, schöne, lautre Glockentöne, still und klar; wir hören tief ergreifende und heilig ernste Worte, die die Seele mit erschütternder Gewalt erfassen; wir hören aber auch beinahe verworrene und sonderbare Klänge, die wohl nur in wenig Herzen wiedertönen können. Mit wahrhaft künstlerischer Gabe wird manchmal das Wort des Textes sinnvoll treu gedeutet und manchmal ist in feiner Weise, ohne doch den Eindruck und Zusammenhang zu stören, die äußere Regel der rhetorischen Gestaltung einer Predigt aufgehoben. Das Meiste wird den Meisten, die noch religiöses Leben in sich tragen und nicht allzu eng an ihre Auffassung des Christenthums gebunden sind, gefallen; wenn auch hier und da ein reinerer und mehr natürlicher Geschmack sich anders äußern würde, wenn auch etwa eine Predigt, wie sie fast ohne alle Vorbereitung gehalten werden könnte, aufgenommen ist. Der edle Zweck läßt Kleineres übersehen; darum wünschen wir dem Buche eine freundliche und immer ausgedehntere Beachtung.

Henau im Toggenburg in der Vor- und Jetztzeit — —
 dargestellt von Joh. Andreas Hofmann, evangeli-
 schem Pfarrer in Henau. St. Gallen. Scheitlin und
 Zollikofer. 1854.

Das Volk und die Geschichte Toggenburgs hatte von jeher mit dem Appenzellervolke und dessen Geschichte viel Aehnliches, voraus in der alten Landesverfassung, im Kirchen-

Schul- und Armenwesen, wenn auch hier nach der Landtheilung die Zwiste mit den Katholiken seltener wurden als dort. Herr Pfarrer Hofmann war von der evangelischen Kirchenvorsteherchaft in Henau ersucht worden, das Verzeichniß der Pfarrer zu vervollständigen und dasselbe, so viel thunlich, mit biographischen Notizen auszustatten. Er erfüllte diese Aufgabe in solch umfassender Weise, daß die Arbeit gleichzeitig zu einer völligen Gemeindechronik anwuchs und zwar zu einer so zuverlässigen und vollständigen, ähnlich, wie sich hierorts einer solchen die Gemeinden Waldstatt und Speicher erfreuen. Statt einer sachlichen Ordnung ist der Schrift die chronologische zu Grunde gelegt und zerfällt außer der Einleitung in 48 Theile oder in die Geschichte der Gemeinde, wie sie sich unter der Amtsführung der seit dem Jahre 1580 angestellten 48 Pfarrer zugetragen hat. Unter diesen Pfarrern waren auch 2 Appenzeller und 6 andere bekleideten früher oder später auch appenzellische Pfarrstellen, nämlich:

1) Joh. Friedrich Knäblin von Mühlhausen kam von Gais nach Henau im Jahre 1621 und starb noch gleichen Jahres daselbst.

2) Jakob Maurer von Biel übernahm nach 9jährigem Wirken in Henau 1639 die Diakonsstelle in Herisau.

3) Joh. Ulrich Signer von Teufen, erwählt in Henau 1793, kam 1800 nach Kurzrifenbach, 1806 nach Waldstatt, 1813 nach Affeltrangen, 1821 nach Lombach und 1824 nach Urach. Wegen ärgerlichen Lebenswandels aus der appenzellischen Synode ausgeschlossen, trat er 1841 in Freiburg zur katholischen Kirche über, wodurch er das appenzell-innerrhodische Bürgerrecht erlangte, las 1845, 8. Juni, unter großer Volkstheilnahme in Korschach seine erste Messe, versah nachher eine Zeit lang die Stelle eines Kaplans in Gonten, fristete sein Leben durch mildthätige Unterstützungen und starb in St. Gallen am 15. April 1851 in einem Alter von 77 Jahren.

4) David Anton Zollikofer von St. Gallen kam

von Waldstatt nach Henau 1800, sodann 1804 als Lehrer nach St. Gallen, 1806 als Pfarrer nach Roggwyl, 1815 nach Sommeri und privatisirt nun auf seinem Familienschloß Altenklingen.

5) Joh. Friedrich Franz von Sachsen kam ebenfalls von Waldstatt 1804 nach Henau, 1807 nach Lichtensteig, 1817 nach Mogelsberg und lebt nun seit 1848 im Privatstande in St. Gallen.

6) Wilhelm Friedrich Bion von St. Gallen war Pfarrer in Henau von 1818—1823, in Affeltrangen von 1823—1837, in Rehetobel von 1837—1843 und seither in Schönholzerweilen.

7) Julius Stephani aus Guarda, Kantons Graubünden, kam von Wildhaus nach Reute, Kantons Appenzell A. Rh., 1814, nach Churwalden und Henau 1823, nach Wintersingen in Baselland 1832, wanderte 1844 nach Nordamerika aus und starb zu Franklin im Missouri-Staat am 10. Oktober 1845.

8) Joh. Jakob Waldburger von Teufen war Pfarrer in Reute von 1832—1840, in Henau von 1840—1843, in Frenkendorf in Baselland von 1843—1846, wanderte nach Nordamerika aus, hielt sich dort in Texas und Chicago auf und ist nun seit 1849 Pfarrer zu Pittsburg im Staate Pennsylvanien.

An die Brandbeschädigten in Algentshausen steuerte 1842 Herisau 176 fl. und Trogen 81 fl. Schon im Jahre 1811 erwarb sich in der Abtheilung Niederuzweil ein Joh. Michael Sonderegger von Rehetobel durch Leistung freiwilliger Beiträge das Recht eines Schulbürgers.

Schweizerland. Natur= und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Leipzig, Venarius und Mendelssohn. 1853. 2 Bde. S. 246 u. 320.

Ein Buch voll Leben und Wahrheit, ein Original von wohlthuernder Lebensfrische. Der sinnig einfache Titel „Schweizerland, Natur= und Menschenleben“ deutet schon an, daß wir keine handwerksmäßige Reisebeschreibung zu erwarten haben. Schlagen wir das Verzeichniß des Inhalts auf, so finden wir nur einzelne Bilder vom „Schweizerland“ und kein Wort von Außerrhoden, das uns zunächst veranlassen müßte, diese Schrift hier vorzuführen. Blättern wir aber weiter, so werden wir bald gewahr, daß in derselben mehr zu finden ist, als die Inhaltsanzeige zum voraus verspricht, — worin sie sich bekanntlich ebenfalls vor nahezu allen deutschen Büchern über die Schweiz vortheilhaft auszeichnet.

Zu Norschach die Schweiz betreten, that Buddeus vorerst „einen Blick ins Thurgau“, sah sich sodann die Stadt St. Gallen und Innerrhoden näher an, reiste durchs Toggenburg, Einsiedeln nach Zürich u. s. w. Auf seinem Wege nach Innerrhoden ist er natürlicherweise auch durch Außerrhoden gekommen. Weil er es nun so zu sagen nur im Vorbeigehen betrachtet hat, scheint er seinen Umrissen von demselben keinen besondern Rahmen haben geben wollen. Nichts desto weniger aber verdienen sie es, in unser Archiv aufgenommen zu werden, zumal unsere „Litteratur“ vornehmlich den Zweck hat, mitzutheilen und festzuhalten, was zur Kenntniß unseres Landes und Volkes und zur Würdigung unserer Zustände beiträgt. Vor Allem aus gehören denn somit auch die Urtheile Fremder über dieselben hieher, über welche wir uns immer weniger hinwegsetzen dürfen, je mehr durch die stets fortschreitende Vervollkommnung der Verkehrsmittel Alles in der Welt einander näher gebracht wird. Die Aufnahme aller der Zeichnungen, welche Buddeus anläßlich von unserm Lande entworfen hat, ist demnach schon aus

diesem Grunde gerechtfertigt, um so mehr, als auch die ausgezeichnete Schilderungsweise den Leser sehr ansprechen wird. Folgt er dem Verfasser auf den höheren, den kulturhistorischen Standpunkt, von dem aus er Alles betrachtet und beurtheilt, so wird ihm die Lektüre selbst dieser Bruchstücke zudem vielfach anregende Belehrung gewähren.

Um uns möglichst kurz zu fassen und doch den Leser von vorneherein zu orientiren, von was unsere Auszüge, die eben zerstreut im Buche vorkommen, handeln, geben wir denselben kurze Ueberschriften.

In der Umgebung von Thal auf einer Anhöhe stehend schweift sein Auge umher. Lindau und Bregenz den Rücken kehrend, blickt er nach Thal und in die Höhen hinauf und schreibt:

Thal, Dorfhalden, Heiden.

„Thal, ein stattliches Dorf, drückt sich in den Buchberg zu unsern Füßen. Der schimmernde Bau zwischen den heitern Hütten ist die größte Spigenstickerei der Ostschweiz; daneben hebt sich Schloß Weinburg aus fruchtbarem Gelände. Mälig ansteigend läuft die Thalmulde landeinwärts, übersät mit Weilern, durchgrünt von Wiesen und Feldern, überschattet vom Gipfelwalde sanftgeschwungener Höhen. Einzelne Industriepaläste unterscheiden sich auch weiterhin von den übrigen Baulichkeiten. Hie und da düstert wohl ein grauer Felsblock in das Grün herein, dort und da öffnen sich schluchtige Seitenthäler; Häuser lehnen behaglich an ihren Pforten. Anderwärts steigen sie weit zum Berge empor, einsam und sonnig, umweidet von Heerden, bereits umweht von der kühlen Alpluft, die der Sentis auf ihre Höhen herabsendet, welche ihn uns verdecken. Und wo der Einblick in diese Hügel-schönheit an einem queren Bergkamm endet, da scheint sich ein reiches Städtchen ganz neuerdings angestedelt zu haben — so blank und weiß leuchtet's von der Höhe. Neu ist's wohl und auch reich; doch wäre es noch reicher, wenn es nicht so neu wäre. Es ist der alte Appenzeller Ort Heiden, den eine furchtbare Feuersbrunst im Jahre 1838 fast ganz in Asche legte und der seitdem in verdoppeltem Fleiße sein Unglück zu vergessen suchte. Baumwollenspinnereien, Tüllmaschinen, mechanische Blumenstickereien wett-

eifern untereinander in produktiver Thätigkeit; und der Erwerb ward gerade von den größten Unternehmern nicht bloß zu eigenem Nutzen verwendet, sondern erschuf der Gemeinde durch reiche Schenkungen weit ausgedehnte Kirchen-, Schul- und Waisengüter, aus denen immer neue gemeinnützige Anstalten hervordachsen. Stolz und froh prangt der Flecken auf seinem weitblickenden Wiesenplateau; es ist der erste Ort, den wir im Appenzellerlande erschauen. So klein dieß Land ist, es ist ein wichtig Stück der Nordschweiz; und wenn man es näher kennen lernt, begreift man wohl, warum gerade dieser Kanton am starrsten auf seiner sozialen Eigenthümlichkeit und staatlichen Abgeschlossenheit beharrt. Er hat ein starkes Selbstbewußtsein; er hat sich zuerst das Recht dazu erkämpft und dann erarbeitet. Dennoch bedingen gerade die reformirten außerrhodener Theile, indem sie dem fortschreitenden Leben der Nachbarkreise folgten, seine moderne Bedeutung. Das katholische Innerrhoden bewahrte in seiner Bergumgürtung mehr historisches Interesse und ethnographische Besonderheit, vermag aber kaum mit verdoppelter Arbeit die Versäumniß verlorener Jahrhunderte nachzuholen.“

Bögelinsegg. Die Schlacht am Stoß.

„Einer der Berge aus dem Zuge links umgürtet im Gegensatz zu den andern seinen Fuß mit Wäldern. Auf dem Kamme seines Wiesengipfels stehen dagegen ein paar weitleuchtende Häuser. Einfache Gasthäuser sind es an der Straße von St. Gallen ins Rheinthal, doch unvergleichlich schön gelegen, um so recht den vollen Einblick in die stille grüne Alpentriftenwelt Appenzells zu gewinnen, um welche die Berge Vorarlbergs, Hochrhätens und des Sentis-zuges ihren Zauberkreis schließen. West- und nordwärts aber liegt der Bodensee mit seinen deutschen und schweizerischen Anlanden in weitgedehntem Kreise dem Beschauer zu Füßen. Dem Fremden ist es eben eine der vielen schönen Ausichten und die Reisekarten bezeichnen „Bögelinsack“ mit einem Stern. Den Appenzellern gilt dagegen dieser Punkt viel mehr. So voll historischer Heiligkeit glänzt er ihnen, wie etwa das Grütli den Urkantonen, oder die Schlachtfelder von Sempach und Morgarten dem Schweizer überhaupt. Denn hier schlugen sie die wunderbare Schlacht (15. Mai 1403) gegen den kriegsmächtigen Abt von St. Gallen, der sich die schwäbischen Städte verbündet hatte, um so die Berge von Appenzell unter sein weltliches Joch zu drücken. Mag es auch poetische Uebertreibung sein, daß sie dem 5000 Mann

starken Feinde 250 Mann erschlugen und 3 Banner raubten, ohne selber einen einzigen Mann einzubüßen, so war doch ihr glorreicher Sieg und seine schimpfliche Niederlage so entschieden, daß die Reichsstädte den Abt verließen und dieser auch, von der Stadt St. Gallen ununterstützt, Waffenstillstand bieten mußte. Hastig und heimlich wendete er sich nun zwar an Oestreich, damit Herzog Friedrich dem widerspenstigen Bauernvolke in den Rücken falle. Aber durften diesem auch die Schwyzer wegen ihres zwanzigjährigen Friedens mit Oestreich nicht mehr offenen Weistand leisten, so vermittelten sie doch zunächst einen festen Frieden mit den Städten um den See und im Thurgau, ferner ein Schutz- und Trugbündniß mit dem Grafen Rudolph von Werdenberg, daß er die Appenzeller führe. Aber diese erinnerten sich noch recht wohl, wie die Werdenberger von der weißen Fahne auch nicht eben fänstiglich über Montafon, Bludenz und Treudenberg geherrscht hatten. Und Graf Rudolph von der schwarzen Fahne mochte bei seiner Bereitwilligkeit zum Kampfe mit ihnen wohl etwa an ihre Gegenbereitswilligkeit gedacht haben, wenn er Feldkirch und das Rheinthal seinem Vetter und Feinde, Wilhelm von Montfort-Bregenz, wieder abkämpfen möchte. Genug, man war noch nicht handels-einig, als Herzog Friedrich von Oestreich plötzlich aus dem Vorarlberg und Tirol hervorbrach und bei Arbon seine Truppen mit denen Montfort's und des Konstanzer Bischofs vereinigte. Schon schoben sich die Kolonnen im Rheinthale herauf und von St. Gallen heran, um so das Bergvolk zwischen sich zu zermalmen. Da kam diesem Rudolph von Werdenberg zugelaufen, warf den Wappenstein ab und das Hirtenhemd über, zog die Ritterstiefeln aus und die Bergschuhe an — nun war er willkommen. Aber schon war auch die mit Zegemauern wohl verwahrte Landesgrenze von den Feindesschaaren überfluthet. Doch als sie bis zum Stoß vorgeedrungen, rollten ihnen Baumstämme und Felsblöcke aus der Höhe entgegen und scheueten die Rosse. Gleichzeitig stürzten sich die Appenzeller aus den Klüften und Schluchten auf die schwergepanzerten Söldlinge. An einem einzelnen Hause lag trotzdem noch der Paß offen. Dort stand bloß ein einziger Mann, Uli Rotach. Hierher drängte der Hauptschwarm, während rückwärts der furchtbarste Kampf wüthete, um die Vereinigung mit den seitlich nahenden Schaaren des Abts zu erzwingen, wie zu verhindern. Zwölf gegen Einen stand mittlerweile hier oben das Gefecht. Angelehnt an die Hausmauer erschlug Uli fünf, und nachdem die Andern hinter ihm die Hütte in Flammen gesteckt hat-

ten, warf er sich in diese, aber ergab sich nicht. Wie jetzt die Kriegsknechte über die flammenden Trümmer vordrangen, da stürmten ihnen Geisterschaaren in weißen fliegenden Gewändern von der Höhe des Berges entgegen. Zum Tod erschrocken, warfen sich die ruhmlosen Ueberwinder Uli's auf die nachdrängende Hauptmacht zurück. Hier mähet der Tod schon furchtbar; die Rückflucht der Vordringenden vollendete die Verwirrung. Neunhundert Mann ließ Friedrich von Oestreich auf dem Plage von seinen viertausend; zwanzig von den Appenzellern waren ebenfalls den Schlachtentod gestorben. Jene Geisterschaaren aus der Höhe zogen aber begrüßend den Siegern entgegen; es waren die Frauen von Gais. So endete die Schlacht am Stoß (17. Juni 1405) und wenige Wochen später war Appenzell Haupt des „Bundes ob dem See.“ Seiner Macht konnten bald die umliegenden adeligen und geistlichen Herren nicht widerstehen. Um wenigstens einen Theil ihrer frühern Rechte zu retten, boten sie dem „Bauernbunde“ Anerkennung und Verträge an. Ja, Abt Kuno von St. Gallen, von allen Seiten verlassen, mußte sich sogar in seinen Schirm begeben. Dieß war der Gipfelpunkt seines Glanzes; dem übermüthigen Stolze der errungenen Macht folgte der Fall. Bregenz, bedrängt durch „die unredliche böse Gewalt, so von den Appenzellern und ihren Verbündeten ausgegangen und gewachsen,“ rief die schwäbische Ritterschaft vom St. Georgenschild zu Hülfe, und Herzöge, Grafen und Bischöfe eilten zur Theilnahme am Rachezug. Die adeligen Bündner schlugen das Landvolk aufs Haupt, König Ruprecht von der Pfalz kam, um Friede zu stiften; der Bund ob dem See mußte sich „als der Kirche und dem Reiche gefährlich“ auflösen und die gemachten Eroberungen herausgeben. Nur seine Unabhängigkeit rettete Appenzell selbst gegen König Ruprecht's Spruch: daß die Vogtei in Appenzell als Reichspfand mit allen dazu gehörigen Rechten und Gefällen dem Abte von St. Gallen verbleiben solle. — — Unter schönen Bäumen steht am Stoß noch heute eine Kapelle zum Andenken der Befreiungsschlacht; auf Bögelseck erinnert dagegen kein Zeichen an den ersten Appenzeller Sieg. Die Prozession und Festkirche aber, welche alljährlich am Stoß abgehalten wird, feiert den Schlachttag von Bögelseck, nicht den vom Stoß.“

Der Molkencurort Gais.

„Der Flecken Gais gleicht allen halbstädtischen, halb ländlichen Industrieorten, wie man sie in der Nordschweiz gewohnt ist. Streng

geographisch genommen, gehört es auch zu Außerrhoden; doch zu Innerrhoden nach seiner Lage und seinen Beziehungen. Noch sauberer und großartiger steht es aus, als viele andere Orte, da es nach einem Brande zu Ende des vorigen Jahrhunderts ganz neu damals schon mit Rücksicht auf die Sommergäste entstand. Im Winter scheint es darum zu weit für seine Bevölkerung, todt mit seinen vielen geschlossenen Fensterläden; im Sommer befremdend im Anblicke seines Lebens, wenig anmuthig in dessen Beobachtung. Die Badegäste sind allein herrschend, aber mit ihrer ganzen rein städtischen, oft übermodernen Behabung weder der Landschaft angepaßt, deren Staffage sie bilden, noch den Häusern, aus denen sie treten. Es gibt kaum einen schärfern und dabei unschönern Kontrast, als solch' ein Schweizerhaus von Gais, mit Schindeln bedeckt, mit rundlichen Schindeln überkleidet, niedrig, aber behaglich ausgebreitet im Angesicht der Sentisalpette, aufgewachsen aus Wiesengrund, — und aus dessen Fenstern lehnend ein paar große härtige Lions mit schön frisirtem Haar, die Lorgnette ins Auge geklemmt, die Stambulka oder Cigarette im Munde, hinabsprechend zu dem Freund in übertriebener Straßentoilette, welcher mit der Baguette in der weißglacirten Hand an die Chinirten Inexpressibles klopft und seine bottes vernies im Morgensonnengolde glitzern läßt — hinabsprechend von den noblen Passionen der Heimath, von Almanfor, Elvira, Arabeska oder andern nur augenzwinkernd bezeichneten Lebensbeziehungen. — Der Appenzeller lacht sie freilich aus, aber schon nicht mehr ins Gesicht, denn sie bringen Geld. Der Badewirth bemüht sich dagegen, ihnen die Entbehrungen vergessen zu machen, und hat doch weder rechten Schick und Taft, noch Mittel und Möglichkeit dafür. So entsteht ein halbes Wesen, halb Ländlichkeit, halb nicht, Flittereleganz neben Unzulänglichkeiten aller Art. Dieß wirkt auf alle Umgebungen zurück. Die Bevölkerung, welche Geld verdienen will, verfällt in jene Prostitution der Unwahrhaftigkeit und Habsucht, wie sie in den eigentlichen Karavansereien der Schweiz bereits herrscht; die geldausgebende Gesellschaft schwankt zwischen behaglicher Ungebundenheit und geschraubtem Wesen, wie es wohl auch sonst in großmannsüchtigen Bädern alle eigenthümlichen Annehmlichkeiten aufzehrt. Man ist zu dicht beisammen, um unbekannt aneinander vorüberzugehen; man ist nicht ausschließlich genug auf einander angewiesen, um Namen, Rang und Vermögensverschiedenheiten vergessen zu müssen. So entstehen Cliques, aber keine Kreise; Coterien, aber keine Schichten; Gesellschaften, aber keine Gesellschaft. — Es ist Schade, daß dieses

Wesen auch selbst in diese Bäder bereits seinen Einzug hielt, und wahrscheinlich, daß es ihn immer mehr findet, je untreuer die Kuranstalten, Gasthäuser u. s. w. ihrer ursprünglichen Einfachheit werden. Allerdings mag dann mehr Geld ins Land kommen, aber reicher wird dieses schwerlich. Es ist ja bekannt, wie die Bevölkerungen vielbesuchter Badeorte das mühelos erworbene Sommergeld in einem üppigen Winterleben leichtsinnig verschwenden lernen. Dabei entwöhnen sie sich soliderem Erwerb und verfallen in Jahren mindern Badbesuches sofort der hilflosesten Armuth. Man braucht bloß an die Orte und Umgebungen aus der Mode gekommener Mineralquellen in Deutschland zu denken, um diese Erfahrung allerwärts bestätigt zu finden. Solche Badproletarier gehören aber zu den unglücklichsten, weil ihnen verfeinerte Lebensgenüsse beinahe zum Bedürfniß geworden sind.“

Von St. Gallen auf dem Wege nach dem Toggenburg kommt Buddeus nach

Herisau.

„Verfallene Burgen auf nahen Höhen, vom Volke zerbrochen und dann vergessen, blicken als Zeugen einer Zeit hernieder, wo der Mensch den Menschen ungestraft knechten konnte, weil eben der Knecht nur von den Gnadengaben der Natur lebte und die Erde, worauf er stand, das Wasser, woraus er trank, den Wind, welcher über seine Hütte hinwehte, nicht für seine Zwecke zu zwingen verstand. Aus jener Zeit stammt auch noch der altersgraue Thurm inmitten Herisau's, welcher heute das Archiv des Kantons in seinen Räumen birgt. Im Uebrigen ist Herisau neu, mit seinen ältesten Gebäuden vielleicht kaum zwei Jahrhunderte zurückreichend, zum größten Theil sogar nicht älter als vierzig Jahre. Denn 1812 brannte es am 1. Januar beinahe vollkommen nieder, da alles Wasser gefroren war. Ueber den seitdem unterirdisch angelegten Reservoirs und eben wegen der darin gesammelten Wassermasse erwuchs eine fast nur aus Fabriken und Manufaktureien bestehende Ortschaft. Ueberall rauchen die Schornsteine der Füll- und Jacquardfabriken, überall klappern die Stühle der Mouffelin- und Baumwollenwebereien, überall wehen die bunten Flaggen der Rattendruckereien, und im grellen Sonnenlichte scheint es dem getäuschten Auge mitunter, als schwimme die Stadt auf ihrem grünhügelten Plateau in einem See — so umringt ist sie von den bleichenden Linnen- und Baumwollenstücken. Trotzdem macht Herisau einen mehr dorfähnlichen als städtischen Ein-

druck. Der schweizerische Faustyl der älteren und hölzernen, der Landhausstyl der neuern Häuser, die Obstbäume und Gärten fast an jedem verschwinden selbst im innersten Kerne der Ortschaft nicht gänzlich. Haben nun die außerrhodener Frauen ihre kleidsame Nationaltracht nur selten beibehalten, so bleibt doch ihr Anzug wie der der Männer mehr ländlich. Und auch dieß trägt hier wie in den meisten schweizerischen Fabrikorten dazu bei, dem Beschauer jenes drückende Gefühl fernzuhalten, dessen er sich beim Anblicke der Industriestätten anderer Länder nicht ent schlagen kann. In der That sind die meisten eigentlichen Fabrikorte in der Schweiz keine Städte im gewohnten Sinne, wenn auch in ihrer industriellen Bedeutung. Schon dadurch behauptet die eigentliche Fabrikbevölkerung eine ganz andere und weit günstigere sociale Stellung in der Gemeinde als anderwärts, und sie sinkt selten, wenn nicht durch eigene Schuld, in ein wirkliches Proletariat herab. Die politische Gleichberechtigung Aller hält den Einzelnen vor einem Vernachlässigen seiner eingeborenen und überlieferten bürgerlichen Geltung ab. Daß ferner die Arbeiter gewöhnlich in ihrer Heimath bleiben, gibt ihnen von Haus aus moralische Haltung und nöthigt sie, wie ihre mit ihnen meistens aus gleicher Schule hervorgegangenen Arbeitgeber zu gegenseitigen Rücksichten. Ueberdies ist die Menschenanhäufung an jedem Orte selbst relativ nicht so groß, als in den übrigen Fabrikdistrikten Europa's. Außerdem bleibt namentlich den Frauen, Töchtern, Schwestern der Fabrikarbeiter durch die Stickerei ein ziemlich lohnender, oft in der eigenen Häuslichkeit, stets aber in weiblicher Umgebung zu erwerbender Verdienst. Endlich mag auch noch erwähnt sein, daß das öffentliche Urtheil über ungesetzliche Verbindungen mit der Strenge der Gesetzgebung gegen ihre Folgen vollkommen gleichen Schritt hält. Eines wie das Andere wäre jedoch unmöglich, wenn hier eben solche legale Hinderungen der Verhehlung und Ansäßigmachung beständen, wie in manchen größern Staaten.

Allerdings würden sich diese Verhältnisse bei veränderten geographischen Vorbedingungen sicherlich auch unter den schweizerischen Institutionen anders gestalten. So lange aber die schweizerische Industriethätigkeit in eine unverhältnißmäßige Menge kleiner Ortschaften vertheilt bleibt, wird sie auch vor einer gefährlichen Ausdehnung des Pauperismus und des Proletariats geschützt bleiben, deren Anfänge freilich mit ihren Begleiterinnen, Prostitution und Siechthum, in Bern, Basel, Zürich u. s. w. schon nicht mehr vollkommen fremd sind. Wie indessen die Verhältnisse sich ge-

macht haben, liegt selbst in dem immer allgemeineren Zubrange der erwerbenden Klassen zur Fabrikthätigkeit noch keine nahe Gefahr. Dem Felde, dem Weinstocke, dem Walde, der Wiese, der Alp- und Sennwirthschaft fehlen noch nirgends die nothwendigen Hände, so weit auch die Industrie selbst in Thälern hinaufgestiegen ist, welche ihrer Natur nach recht eigentlich auf Viehzucht und Landwirthschaft gewiesen scheinen. Sollte jedoch wirklich der Fall eintreten, daß Viehzucht und Landwirthschaft hie und da der arbeitenden Hände entbehren, so stellt sich der Gewinn von jener Arbeit wiederum so hoch, daß er gewiß sehr rasch die geringer bezahlten, weil im Ueberflusse vorhandenen Fabrikarbeiter auf die Berge, zu den Heerden, an den Pflug und den Nebstock zurückführt. Denn man darf ja nicht vergessen, daß es sich hier eben nur um ein Zurückführen handelt, während die französische, englische und deutsche Fabrikbevölkerung meistens von Kindheit auf kein anderes Geschäft als die Fabrikthätigkeit kennt. Ueberdies herrscht nirgends in der Schweiz auch nur eine lokale Ueberbevölkerung und fast alle Fabrikthätigkeit ist der Art, daß wenigstens für jetzt noch keine Gefahr der Ueberflüssigmachung der Menschenarbeit durch Maschinenkräfte zu befahren steht. Sicherlich hat darum auch die gegenwärtige Auswanderungslust nirgends weniger zwingende Ursachen, als in der Schweiz. Vollends erscheint sie unter den heutigen politischen Verhältnissen und Zuständen in der That als Uebermuth oder Ueberspannung, sowie unter den heutigen Konstellationen des materiellen Lebens, sehr engbegrenzte Kreise ausgenommen, als Schwindelei oder sinnverwirrte Ueberschätzung der Erwerbsmöglichkeit jenseits des Weltmeers. Mit vollem Rechte eifern darum die Organe aller Parteien gegen den neuerwachten Zug; mit vollem Rechte mahnen sie von der Verblendung ab, welche einzelne Beispiele unter fremden Himmelsstrichen reichgewordener Schweizer für sich anführt, als ob die Ausnahme eine Regel begründe. Man mag es also den schweizer Gemeinden schwerlich verargen, wenn sie sich gegen die Wiederaufnahme enttäuscht Zurückgekehrter oft mit einer an Härte streifenden Energie verwahren. — Wohlthuend berührt es dagegen, im Vorüberfahren bald auf dieses stattliche Haus, bald auf jene ausgedehnte Anlage aufmerksam gemacht zu werden, wo ein aus fernem Land zurückgekehrter Schweizer die wohl erworbenen Schätze im heimischen Kanton nicht faul ruhend und egoistisch verzehrt, sondern meistens zu des ganzen Umkreises Nutzen in Umlauf bringt, oft ohne daß er davon neuen Gewinn erhoffen dürfte. Die senti-

mentalen Heimweggeschichten spielen keine Rolle mehr; unser Zeitalter ist dafür zu prosaisch und praktisch geworden. Aber das Heimathsgesühl lebt dennoch in voller Stärke. Man braucht z. B. nur die Subscriptionslisten für gemeinnützige Zwecke zu durchmustern, man braucht irgend einem nationalen Feste beizuwohnen, man braucht bloß die Ehrengaben eines Freischießens anzublicken, — überall finden wir Namen und Männer, die auch im fremden Lande der Heimath liebend gedachten, Spenden, Grüße sendeten, oder selbst herbeikamen, um wieder die Jugendfreunde zu begrüßen, die Freuden der Heimath zu theilen, ihre eigene Heimkehr vorzubereiten.“

„Durch liebliches Hügelgelände, abwechselnd mit Wiesen- und Waldgrün, Felderbreiten und Industriewerkstätten rollt der Wagen von Herisau nach

Waldstadt.

„In einem engen Waldthale verstreuen sich dessen Häuser weit hin und könnten uralte Geschichten aus dem Leben dieser Gegend erzählen, da sie noch eine Wildniß war, kaum von einigen Jägern und Hirten bewohnt, ohne Beziehungen zur Außenwelt, mit welcher jetzt ihre Industrie sie aufs engste verbindet. Denn mehre Höfe dieses Gebietes werden schon um 822 in den Urkunden erwähnt; ein paar davon sollen noch heute im Besitze derjenigen Familien sein, denen sie damals gehörten.“

Buddeus besuchte die Innerrhoder Landsgemeinde von 1852 und stieg, wie alle Fremden, im Gasthof zum Hecht in Appenzell ab. Die Kleidung der Wirthin gab ihm Stoff zu interessanten Betrachtungen über die Bedeutung und das Verschwinden der Nationaltrachten, denen wir zum Schlusse noch Folgendes entnehmen:

„Im Gedräng und Wogen der Landsgemeinde übersah man noch eine lebendige Appenzeller Alpenrose, die nun freilich nicht mehr in voller Blüthe steht. Aber jeder Besucher Appenzells muß sie gesehen haben; denn die ganze Schweiz kennt sie und fragt nach ihr, wenn wir von daher kommen. Es ist die Gastwirthin zum Hecht. Selbst Souveraine benachbarter Staaten haben nicht versäumt, in ihr wohleingerichtetes Hauswesen zu treten, um die noch immer statuliche und allerwärts ebenso beliebte als geachtete Frau nicht bloß wirthlich schalten und walten zu sehen, sondern sich auch ihrer Unterhaltung zu erfreuen. Sie ist in der That

ein Prototyp der Innerrhodener Frauenart, äußerlich wie geistig. Die allgemeine Gabe gesunden Mutterwitzes ist ihr in besonderem Grade verliehen und hat sich zu einer Munterkeit und lachenden Schlagfertigkeit entwickelt, welche im reinsten Appenzellerisch wie im bessern Hochdeutsch vor keiner scheinbaren Geistesüberlegenheit zurückschreckt und von keiner Bornehmheit sich imponiren läßt. Trotzdem haben Scherz, Lachen und Abfertigen eine gewisse Grazie, wie sie sonst im Appenzellerlande nicht eben häufig sein mag. Aber freilich verlieh Natur dieser Frau das Glück, daß es ihr „gut ansteht“; Niemand fühlt sich von ihr verletzt. Schon dem großen Auge des süditalienisch gearteten Antlitzes, wie dem ganzen Wesen der hochgewachsenen Gestalt sieht man es an, daß solche geistige Beweglichkeit weder erzwungen, noch angekünstelt ist. Dazu paßt die streng festgehaltene Nationaltracht mit der stolzen steifgeflügelten und reichgestickten Haube, mit der goldenen Kette um Hals und Brust, mit den feinen Spigen an den vorfallenden Hemdärmeln und den silbernen Schnürketten am Nieder. Aber freilich erkennt man an diesem echt nationalen Anzuge auch rasch genug, warum selbst in Appenzell dessen Vollständigkeit und die Echtheit seiner Bestandtheile schon seltener werden mußten. Es bedarf zu ihrer Bestellung in der That ein nicht geringes Vermögen. Darin mag überhaupt vorzugsweise die Ursache des Verschwindens vieler Nationaltrachten zu suchen sein. Zugleich machte zwar die Industrie alle Kleidungsstoffe billiger, doch im Allgemeinen minder dauerhaft als früher. In welcher Richtung des Lebens aber dem Publikum und namentlich der ländlichen Bevölkerung Wohlfeilheit freiwillig sich darbietet, dahin wird sie eifriger verfolgt, als wo sie Ersparniß und Entsamung voraussetzt. Kleidung in nationaler oder lokaler Besonderheit ist eben so wenig ein Zufall, wie die Eigenthümlichkeit der Sprachgestaltung und Ausdrucksweise. Verschwinden alte Formen im Einen, wie im Andern, so ist es nur ein Zeichen, daß das Bedürfniß danach abgestorben, überwunden ist. Weder in dem Verschwinden, noch in dem Neugestalten liegt ein Zeichen oder eine Gefahr, daß der Grundcharakter einer Bevölkerung gerade in seinen Vorzügen entweiche; wohl aber ein Zeugniß dafür, daß er Lebensmark und Zukunftskraft genug besitzt, um im Fortschreiten der Weltentwicklung fortschreitend mitzuleben. Ja man kann dem halb poetischen, halb spießbürgerlichen Bedauern über das Verschwinden lokaler Trachten, Sitten und Mundarten sogar die erfahrungsmäßige Wahrheit entgegenstellen, daß diejenigen Kreise, in denen sie seit

Jahrhunderten mit besonderer Zähigkeit bis ins Einzelne festgehalten wurden, überall ihren beweglichen Umgebungen intellektuell und materiell nachstehen, ohne dafür etwa größere Sittenreinheit, innigeres Familienleben oder absonderliche Solidität des geschäftlichen Verkehrs zu bewahren. Appenzell hat so lange peinlich an den Einzelheiten seiner Nationaltracht festgehalten, als es überhaupt noch vermochte, sich vom Milieuleben in der Eidgenossenschaft abzuschließen. Die Spaltung in das reformirte Außerrhoden und das katholische Innerrhoden war erstes Ergebnis jener unnatürlichen Abgeschlossenheit. Innerrhoden suchte diese selbst in die neueste Zeit herein zu retten, aber die Fluthen ihres Lebens drängten mächtiger, als der ungerechtfertigte Widerstand."

C h r o n i k.

Appenzell-Innerrhoden. Der „Katholik“ berichtet aus Appenzell die Konstituierung eines katholischen Gesellenvereins am 2. Februar zum Zwecke, um durch Unterricht in verschiedenen Realfächern ebensowohl die Bildung dieser jungen Leute zu fördern, als sie vor Verirrungen zu bewahren. Der Stifter dieses Vereins ist ein Kapuziner, Pater Otto, der Sonntags den 22. Jänner die Gesellen versammelte und dieselben durch eine kräftige Anrede, der wir folgende Stelle entheben, für den Verein gewann. Er sagte:

„Unser heutiges Zusammentreffen kommt mir und euch etwas sonderbar vor, denn wir haben uns bis dahin kaum gesehen, auch unser Beruf ist ganz verschieden. Ich weilte in der einsamen Zelle, ihr in der vielbewegten Welt; ich arbeitete in geistigen, ihr in körperlichen Geschäften, und dessen ungeachtet kommen wir zusammen, denn auch in den Klostermauern leben und schlagen Herzen für das Wohl der Nebenmenschen, ja für Menschen, die oft mißkannt werden oder doch unbeachtet bleiben, und das besonders die Gesellen, der Arbeitsstand. Kein Mensch ist so, wie dieser, auf sich selbst beschränkt und sich selbst überlassen. Oder, sagt es selbst, verrichtet ihr eure Arbeit zur Zufriedenheit, so bekümmert man sich nebenbei um euch zu wenig, und gerade dieses ist oft der Untergang so vieler jungen Leute. Man hat oft

traurige Erfahrungen machen müssen, wie Jünglinge, welche voll Gottesfurcht und liebevoller Gutherzigkeit ihre Heimath verlassen haben, gar bald andere Menschen geworden sind, nachdem sie der verführerischen Welt in die Hände gefallen. Man hat Beispiele, daß recht brave Burschen, die im väterlichen Hause sittsam und tugendhaft lebten, nach langer Abwesenheit ganz verdorben und mit schlechten Grundsätzen vertraut, mit den schlimmsten Verführungskünsten ausgerüstet, als eine wahre Pest in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Dieses ist besonders in den verflossenen Jahren der Fall gewesen. Ach, wer beschreibt den Kummer eines guten Vaters, der Alles angewendet, um seinen Sohn etwas Nützliches erlernen zu lassen, und nun kommt er zerrüttet an Leib und Seele, an Körper und Geist zurück aus der Fremde. Wer fühlt den Schmerz einer zärtlichen Mutter, die ihr Kind, das sie unter der Brust getragen, das sie mit Mühe und Sorgen erzogen und das ihre ganze Hoffnung und Stütze im Alter sein sollte, nicht mehr kennt, weil verschwunden der wahre Glaube, dahin die Liebe zur Tugend, verloren das zarte Schamgefühl zur Sittlichkeit und nun frech im Reden und Handeln ist? Es sind das beklagenswerthe Uebelstände, verderblich immer für Kirche und Staat. Wie kann man diesem Uebel abhelfen, wie noch unverdorben Leute davor bewahren?"

Liebessteuer. Für das Denkmal, das dem Helden Winkelried an einem noch zu bestimmenden Orte in Unterwalden errichtet werden soll, haben folgende Gemeinden beigesteuert: Trogen 54 Fr. 50 Rp., Heiden 35 Fr., Bühler 32 Fr., Speicher 25 Fr. 90 Rp., Herisau 25 Fr., Luzenberg 20 Fr., Teufen und Grub je 17 Fr., Gais 12 Fr. 50 Rp., Wolfhalden 12 Fr., Walzenhausen 10 Fr., Rehetobel 9 Fr. 25 Rp., Wald und Reute je 5 Fr., zusammen 280 Fr. 15 Rp. Die Unkosten im Betrag von 5 Fr. 15 Rp. abgezogen, blieben zur Versendung 275 Fr.

Industrie. Nach dem Bundesblatt vom 11. März haben an der vorjährigen Gewerbeausstellung in New-York von unsern Landsleuten Preismedaillen für gelieferte gestifte Vorhänge erhalten die Herren Landammann Suter in Bühler und Oberst Schläpfer in Speicher.
